

Um die Beute.

(Nachdruck verboten.)

(14. Fortsetzung.)

Kriminalroman von Reinhold Ortman.

Ein Schimmer freudiger Hoffnung ging über Grewenbergs Gesicht. „Das wollten Sie für mich tun? Ich bin ja schon hundertmal im Begriff gewesen, ihn zu tragen. Aber die Furcht, mich verdächtig zu machen, verschloß mir immer wieder den Mund.“

„Es wäre auch das Ungeschickteste gewesen, was Sie hätten tun können. Gegen mich aber wird er, wie ich denke, keinen Argwohn hegen.“

„Ganna!“ ertönte in diesem Augenblick draußen auf dem Korridor Wendriners Stimme. „Wo in aller Welt steckt denn das Mädel eigentlich?“

„Still!“ raunte sie Paul Grewenberg zu, indem sie seine Hand erfaßte. „Ich muß jetzt fort. Noch einmal also: Hüten Sie sich vor meinem Vater, unternehmen Sie nichts, ohne sich vorher mit mir darüber zu besprechen. Wenn ich Ihnen helfen soll, müssen Sie vor allem Vertrauen zu mir haben — blindes Vertrauen — und in jeder Hinsicht. Wollen Sie mir das versprechen?“

„Ja“, sagte er.

Er wollte noch etwas hinzufügen, aber schon hatte sie die Tür geöffnet und war hinausgeschlüpft. Noch eine gute Weile aber fühlte er den innigen Druck ihrer Hand.

Rehntes Kapitel.

Doktor Georg Ruthardt saß eifrig arbeitend vor seinem Schreibtisch, während der Herbststurm ungebärdig an den Fenstern rüttelte und der Regen klatschend gegen die Scheiben schlug. Sein Arbeits- und Sprechzimmer war durchaus nicht verschwenderischer eingerichtet, als es sich für die Behausung eines jungen Arztes mit bescheidener Praxis geziemt. Ein paar unentbehrliche Möbel von hellem Holz, ein Glasschrank mit allerlei ärztlichen Instrumenten, ein billiger Teppich und einige schwarz eingerahmte Kupferstiche an den Wänden — das war so ziemlich alles. Um so mehr mußte ein umfangreicher Kunstgegenstand in die Augen fallen, der sich nur durch einen Zufall in diese Umgebung verirrt haben konnte.

Es war eine neben dem Schreibtisch aufgestellte japanische Bronzevase von höchst eigenartiger Form und kunstvoller Arbeit. Die Färbung des mit einem dunklen Edelrost überzogenen Metalls ließ auf ein hohes Alter des Werkes schließen, und es mußte ein ebenso phantasievoller als geschickter Künstler gewesen sein, aus dessen Händen sie einst hervorgegangen war.

Die große bauchige Vase ruhte auf einem Postament, das vielleicht das Merkwürdigste an dem seltenen Kunstgewerblichen Kleinod war. Denn es stellte in vollkommen naturgetreuer Ausführung einen Baumstumpf mit nach allen Richtungen hin auslaufenden knorrigen Wurzeln dar. Mit bewunderungswürdiger Meisterschaft waren alle Eigentümlichkeiten verwitterter und homooster Baumrinde zur Darstellung gebracht. In dem Gemirr der vielverzweigten Wurzelansätze aber schien allerlei kleines Getier des Waldes sein Wesen zu treiben. Es wimmelte da von Eidechsen,

Schlangen und Mäusen in überraschend getreuer Wiedergabe der besonderen Eigenart dieser schlinken und zierlichen Geschöpfe. Auf der Vase selbst fand diese einer übermütigen Künstlerlaune entsprungene Nachbildung der Natur ihre Fortsetzung durch die Andeutung einer jener kleinen Tragödien, wie sie sich in der Tierwelt Tag für Tag in tausendfacher Wiederholung abspielen. Ein allerliebste Vogelpärchen saß, eng aneinander geschmiegt und zärtlich schnäbelnd, auf dem mit fein ziselierendem Ranken- und Blattwerk bedeckten Fuße der Vase. Um die weitgerundete Wölbung derselben aber schmiegte sich der biegsame Leib einer Krake, die das arme gefiederte Liebespaar von oben her beschlich und sich mit listernen Augen an dem Anblick ihrer sicheren Beute zu weiden schien, ehe sie den todbringenden Sprung tat. Schweif und Kopf der Krake dienten gewissermaßen als Henkel der Vase, während der Griff des Deckels durch einen kleinen Kranvogel mit weitklaffenden Flügeln gebildet wurde.

Jedem einem praktischen Gebrauch konnte dies originelle Kunstwerk wohl niemals gedient haben, denn der Hals des Gefäßes war so eng, daß sich das Mißverhältnis zwischen der schmalen, kaum mehr als fingerstarken Öffnung, zu der sich die nach unten wie nach oben weit ausladende Vase hier zusammenzog, und dem Umfang des bauchigen Körpers als eine schwer begreifliche Geschmacksrichtung des Verfertigers störend bemerklich machte.

Auf dieser hier so fremdartig wirkenden Kostbarkeit ruhte, wie schon unzählige Male vorher, der Blick des jungen Arztes, als er, seine Arbeit unterbrechend, sich mit nachdenklicher Miene in seinen Schreibstisch zurücklehnte. Es schienen nicht gerade Empfindungen freudiger Natur zu sein, die ihre Betrachtung in ihm weckte, denn seine Stirn zog sich in finstere Falten, und ein Schatten der Traurigkeit breitete sich über sein hübsches Gesicht.

Nach einer kleinen Weile zog er eines der Schubfächer des Schreibtisches auf und entnahm ihm ein Blatt, dessen zierliche Schriftzüge sich seinem Gedächtnis längst unauslöschlich eingepägt hatten. Hundertmal schon war er entschlossen gewesen, diesen Brief, der ihm den bittersten Kummer seines Lebens bereitet hatte, zu zerreißen oder zu verbrennen. Aber er hatte es bisher niemals über sich gewonnen. Es war ihm noch immer, als müsse er in diesen unbarmherzigen Worten irgend einen verborgenen Sinn entdecken, als müsse er zwischen den Zeilen etwas lesen, das ihn zu neuem Hoffen berechtige.

Es war die Nartheit des Verliebten, die ihm solche Hoffnung eingab, darüber täuschte er sich durchaus nicht. Denn der kurze Brief war so klar und so unzweideutig, als es nur je ein Absagebrief gewesen. Martha hat ihn darin, den unseligen Augenblick aus seinem Gedächtnis zu tilgen, wo sie unter dem Einfluß einer ihr selbst unbegreiflichen Stimmung ihre Verpflichtungen habe vergessen können. Denn ihre Pflicht

sei es gewesen, ihm auf seine Werbung zu erwidern, daß sie schon seit zwei Jahren einem anderen gehöre. Er möge großmütig genug sein, nicht für Schlechtigkeit oder Reichsinn zu halten, was nur die Folge einer seltsamen Verirrung gewesen sei, und er möge ihr nicht zürnen, wenn sie ihn ersuche, für die nächste Zeit seine Besuche einzustellen.

Wie hätte eine Erklärung deutlicher, eine Enttäuschung grausamer sein können, als diese kurzen Zeilen sie enthielten! Da war keine Andeutung, an die er sich hätte klammern können, keine noch so leise Verträglichkeit auf die Zukunft, an der eine Hoffnung Nahrung gefunden hätte. Das sagte sich Ruthorth heute, wie er sich's in diesen letzten Tagen schon so oft gesagt hatte. Unwillig über die eigene Schwäche, die ihn zwang, das Blatt noch immer wie eine Reliquie zu verwahren, warf er es in das Schubfach zurück.

Er hatte Martha von der Heyde seitdem nicht wieder gesehen, und er war jeder Möglichkeit, ihr zu begegnen, ausgewichen, soweit es in seinen Kräften stand, denn er war zu stolz, nach dieser noch eine weitere Erklärung von ihr zu fordern. Aber er hatte auch nicht Vertrauen genug in seine Kraft, daß er einer Begegnung mit Ruhe entgegengesehen hätte. Die Herzenswunde blutete heute wie in der ersten Stunde, und er fühlte, daß es einer langen Zeit bedürfen würde, sie zu heilen.

Die Hausglocke schlug an, und gleich darauf steckte seine alte Wirtshosterin den Kopf ins Zimmer. „Das Dienstmädchen aus der Villa in der Plantagenstraße ist da, Herr Doktor. Der Herr Oberstleutnant hätte wieder seinen Anfall, und der Herr Doktor möchten doch so schnell wie möglich heraufkommen.“

Georg sprang auf. Alle seine Vorsätze — und auch der Vorsatz, die Behandlungen des Oberstleutnants nicht wieder zu übernehmen, war unter ihnen gewesen — hatten sich bei dieser Meldung mit einem Schlage in nichts verflüchtigt.

„Lassen Sie das Mädchen eintreten“, sagte er, „oder nein, schicken Sie sie lieber gleich zurück mit dem Bescheid, daß ich ihr auf dem Fuße folgen werde.“

Obwohl er wußte, daß die schweren asthmatischen Anfälle, von denen der Oberstleutnant in gewissen Zwischenräumen heimgesucht wurde, keine unmittelbare Lebensgefahr für den alten Herrn bedeuteten, ließ er sich kaum Zeit, seinen Mantel über die Schultern zu werfen. Aber als er sich dann durch Sturm und Regen vorwärts kämpfte, regte sich's doch wie trotzige Auflehnung in seinem Herzen. Noch bevor er die Villa erreicht hatte, war er zu dem festen Entschluß gelangt, daß dieser heutige Besuch sein letzter gewesen sein müsse.

Martha empfing ihn mit blassem, verstörtem Gesicht, die schwere Sorge, von der sie erfüllt war, ließ keine Befangenheit aufkommen. Der Anfall war heftiger gewesen als einer der früheren und war noch nicht vorüber. Georg, der von dem Augenblicke an, da er sie mit stummer Verbeugung begrüßte, nur den Arzt herausgeholt hatte, stellte ein paar sachliche Fragen und ließ sich dann zu dem Patienten geleiten. Er fand den Zustand des Oberstleutnants genau so, wie er es erwartet hatte: in höchstem Maße quälend für den Patienten und bedrückend für seine Umgebung, aber ohne eigentliche Gefahr.

Er traf die erforderlichen Anordnungen, verabschiedete dem mühsam nach Luft ringenden alten Herrn ein mitgebrachtes Linderungsmittel und hatte schon nach Verlauf einer Viertelstunde die Genugnung, ein Nachlassen der peinigen Symptome festzustellen. Nicht lange mehr, und der Patient lag in ruhigem Schlummer. Eine baldige Wiederholung des Anfalls stand nicht zu befürchten, und der Arzt durfte seine Arbeit als getan ansehen.

„Darf ich Ihnen noch einige Ratschläge geben, gnädiges Fräulein?“ wandte er sich halbblau an Martha, die nicht einen Augenblick von der Seite ihres Vaters gewichen war.

Schweigend folgte sie ihm in das Vorzimmer hinaus.

Er sagte ihr, welche Vorsichtsmaßregeln man während der Nacht und des nächsten Tages beobachten müsse. Dann, seinen ganzen Mannesmut zusammennehmend, fügte er hinzu: „Das Zweckmäßigste dürfte es jedoch sein, wenn Sie schon morgen früh nach Doktor Thurner oder dem Sanitätsrat Schellbach schicken. Der Fall liegt so einfach, daß jeder der beiden Kollegen die Behandlung sogleich wird übernehmen können, ohne erst von mir informiert zu sein.“

„Sie wollen also nicht wiederkommen, Herr Doktor?“ fragte sie mit niedergeschlagenen Augen. „Es würde mir auch wohl wenig nützen, wenn ich Sie darum bäte?“

Er überhörte ihre letzte Frage. „Sie dürfen versichert sein, daß Ihrem Herrn Vater daraus kein Nachteil erwächst“, sagte er, „denn er befindet sich nicht in Gefahr, und was ich ausrichten kann, vermag auch jeder andere an meiner Stelle.“

„Dann bleibt mir also nur noch übrig, Ihnen für Ihr heutiges Erscheinen zu danken. Ich sehe ja jetzt, ein wie großes Opfer es Ihnen gewesen ist.“

(Fortsetzung folgt.)

22 = Lesefrucht. = 22

Ich frage gar nichts darnach, ob eine Sache populär ist, ich frage nur darnach, ob sie vernünftig oder zweckmäßig ist; die Popularität ist eine vorübergehende Sache. Bismarck.

Wie es den Kriegsgefangenen in Deutschland geht.

Die erschütternden Mitteilungen über das Los Deutscher, die den Franzosen als Kriegsgefangene in die Hände gefallen sind, und die Notwendigkeit von Bergeltungsmaßregeln, um eine Besserung ihrer Lage zu erzielen, werden ihren Eindruck auch im neutralen Ausland nicht verfehlen. Gewiß werden die Franzosen mit unwahren Anschuldigungen über die Behandlung der Kriegsgefangenen in Deutschland antworten, wie sie es schon wiederholt versucht haben. Da trifft es sich gut, daß man ihnen selbst gewiß unverbächtigen Zeugen, die Londoner „Times“, entgegenhalten kann, die in der eben eingetroffenen Nummer eine ausführliche Schilderung des neutralen Berichterstatters, der in ihrem Auftrag Deutschland bereist hat, veröffentlicht. Diese Darstellung beweist mit einer Fülle von Tatsachen, daß für die Kriegsgefangenen in Deutschland alles getan wird, was unter den obwaltenden Umständen möglich ist; sie zeigt darüber hinaus, daß gerade die französischen Kriegsgefangenen bei uns am allerwenigsten Grund zur Klage haben. Es ist daher wichtig, diese Schilderung in ihren Hauptzügen wiederzugeben. Der Berichterstatter geht davon aus, daß die Gesamtzahl der Kriegsgefangenen zur Zeit der Abfassung seines Berichts 900 000 betrug, die in 247 Lagern untergebracht wären. Wenn er annimmt, daß die Lager mit Absicht über ganz Deutschland verbreitet wären, damit das deutsche Volk so einen offensichtlichen Beweis der Siege der deutschen Waffen vor Augen habe, so ist das eine leere Vermutung; das deutsche Volk bedarf solcher Beweise nicht. Bemerkenswert ist dagegen die Schilderung der Beschäftigung der Kriegsgefangenen außerhalb der Lager: „Mehr und mehr Gefangene sind außerhalb der Lager bei Feldarbeiten oder in Fabriken zu sehen. Man begegnet ihnen, wenn sie zur Arbeit gehen. Sie sind alle in Uniform; die roten Hüfen der Franzosen kann man schon von weitem erkennen. Die Autoritäten glauben augenscheinlich, daß das Arbeiterproblem, das, je länger der Krieg dauert, immer schwieriger wird, zum Teil durch die Gefangenen gelöst werden kann. Bei persönlicher Befragung fand ich, daß die Zahl der Gefangenen, die eine Arbeit der bedrückenden Untätigkeit und Einsamkeit der Lager vorziehen, immer mehr ansteigt. Sie gibt ihnen etwas mehr Freiheit, bessere Kost und ermöglicht es ihnen, eine Meinigkeit zu bekommen. Diese Reizung beobachtet man hauptsächlich unter den Franzosen und Russen. In einem der Gefangenenlager, die ich besuchte, arbeiteten

von 11 000 Gefangenen über 4000 für Landwirte. Die, die beschäftigt werden wollen, haben sich schriftlich bei der Kommandantur zu erkundigen, wie viele Männer gebraucht werden und zu welcher Art von Arbeit. Wenn passende Leute gefunden sind, wird zwischen ihnen und der Kommandantur ein genauer Vertrag geschlossen. Er setzt alle Bedingungen fest, die der Arbeiter zu erfüllen hat — die Art der Arbeit, die Arbeitsstunden, die Beköstigung — und die Kommandantur behält sich vor, sie durch andere Gefangene zu ersetzen, wenn die Arbeit nicht befriedigend ist. Die Tageslöhne sind gewöhnlich 50 Pf. für Feldarbeit und 1,40 M. für Fabrikarbeit. Die Löhne werden in Marken bezahlt, die in der Kantine in Waren umgetauscht werden können.

Der Berichterstatter der „Times“ hebt im weiteren Verlauf seiner Darstellung besonders hervor, wie ungehindert er sich überall Einblick verschaffen konnte. „Mir wurden bei meinen Besuchen der Lager wenig Schwierigkeiten gemacht. Die Oberleitung erklärte, daß sie nichts zu verbergen habe. Ich hatte volle Freiheit, mit den Gefangenen zu reden. In den Einrichtungen der verschiedenen Staaten, wie Sachsen, Bayern und Preußen, sind kleine Unterschiede. Aber im allgemeinen ist eine gewisse Übereinstimmung hergestellt, besonders in Fragen der Kost und der Disziplin. Kürzlich ist ein bestimmtes Muster für die Herstellung der Gefangenenlager festgesetzt worden, das wahrscheinlich aus Erfahrungen hervorgegangen ist. Die neuesten Bauten sind völlig aus Holz hergestellt. Sie werden im allgemeinen auf gesundem, erhöhtem Boden aufgeführt und sind gut ausgetrocknet und haben ihre eigene Wasser- und elektrische Lichtversorgung. Die gesundheitlichen Maßnahmen sind sehr streng, damit keine Infektionskrankheiten unter all diesen Leuten und Rassen aus allen Teilen der Welt ausbrechen. Ein Gefangenenlager besteht aus drei Abteilungen: dem gewöhnlichen Lager, dem Lazarett und außer Sichtweite von beiden, dem Kirchhof. In der Lazarett-Abteilung sind Bureaus, Baracken für den Wächter, für die Küche, die Quarantäne, für das gewöhnliche Lazarett und die Beobachtungs- und Isolations-Lazarett für ansteckende Krankheiten. Alle Gefangenen, die von der Front gebracht werden, müssen zehn Tage in der Quarantänestation bleiben. Während dieser Zeit werden sie gegen Pocken, Typhus und Cholera geimpft. Von den Lazaretten, in denen Gefangene ihre Landsleute pflegen, hatte ich einen guten Eindruck. In einigen Lagern herrschte Typhus, aber die strengsten Vorsichtsmaßnahmen wurden angewandt. Die häufigsten Krankheiten im Lazarett waren Schwindel und Augenentzündung, besonders unter den Franzosen. Ich sah, daß viele erkrankene Glieder amputiert werden mußten. Eine hohe hölzerne Einzäunung und eine noch höhere aus Stacheldraht umgibt das Gefangenenlager. Zwischen beiden Zäunen ist der Durchgang für die Wärter. Auf einer Seite liegen die Häuser der Wächter, die Bureaus, die Küchen, die Kantinen, Wohnhäuser für die Gefangenen und dann die eigentlichen Gefangenen-Baracken. Es sind keine Fenster darin, nur Oberlicht durch das abgeschrägte Dach. Auf einer Schicht Teerpappe sind an der Wand entlang hölzerne Bettstellen errichtet, die in der Mitte einen Raum zum Durchgehen freilassen. Das ist in den neuesten Lagern; in den anderen schlafen die Gefangenen auf Säcken, die mit Holzspänen gefüllt sind. Die Kost ist in allen Lagern gleich. Die Grundlage für die Art der Ernährung bietet die Zahl der Kalorien, die die deutsche Wissenschaft für die Aufrechterhaltung der Gesundheit für notwendig hält. In preussischen Lagern ist die Durchschnittszahl der gereichten Kalorien 2000 den Tag. Die Ernährung kostete bei meiner Anwesenheit täglich etwa 60 bis 80 Pf., aber seitdem scheint der Durchschnittspreis etwas gestiegen zu sein. Den Gefangenen ist es erlaubt, darüber hinaus Nahrung und andere Dinge wie Tabak und Zigarren in den Kantinen zu kaufen. Die Baracken sind in Bataillone geteilt, von denen jedes seinen militärischen Befehlshaber hat. Jedes Bataillon ist vom andern durch einen hohen Stacheldrahtzaun getrennt. Jedes hat einen Waschplatz im Freien. Die Gefangenen dürfen sich so gut wie sie können mit einfachen Aufführungen und Spielen vergnügen. Natürlich hört man auch viele Klagen, die meisten über die Kost. Sie kamen hauptsächlich von Engländern, die an eine viel anspruchsvollere Lebensweise gewöhnt sind als die Deutschen. Das schwarze Brot und die eintönige Suppe schmecken ihnen nicht. Mein allgemeiner Eindruck war der, daß die Gefangenen, wenn sie erst im Lager sind und sich an die Anordnungen gewöhnt haben, nicht schlecht behandelt werden. Im Vergleich

mit den Engländern sind die Franzosen wahre Lieblinge in den Lagern und außerhalb. Auch die Russen werden freundlich beurteilt, ihre Ergebung in ihr Schicksal und ihre Disziplin werden gelobt. Die Franzosen machen sich durch ihren guten Humor und ihre Bereitwilligkeit bei der Arbeit und durch ihren guten Willen, selbst im Leben des Gefangenen die helle Seite zu sehen, beliebt.“



Aus der Kriegszeit.

Wie sie kämpfen!

„Ein feste Burg ist unser Gott“,
So singt der Deutsche vor der Schlacht,
Der Russe leert den Wutkipot,
So lang, bis er sich Mut gemacht!
Der Franzmann brüllt und randaliert,
Und spürt bei all' dem Schreien kaum,
Daß Huse er und Hemd verliert,
Und futsch ist der Revanchetraum!
John Bull heßt freundschaftlich Kreuz und quer
Und spielt den dunklen Ehrenmann,
Und wenn er könnt' nach sein Begehrt,
Lög er sogar den Herrgott an.
Der Jap läßt mit voll Tück und List,
Steht hinterrücks zum Sprung bereit:
Der gelbe Hund ist ja kein Christ,
Und Treubruch gilt als Dankbarkeit!
„Feit steht und treu die Wacht am Rhein“,
So singt der Deutsche in der Schlacht,
Und hat die Schwefelbände klein
Und lahm und fingerzahn gemacht!
Freiburg i. Br. O. J. Müller.

Die Zahlen des Weltkrieges. In einer Reihe anschaulicher Tabellen stellt B. Michaelis im nächsten Heft der bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart erscheinenden Zeitschrift „Über Land und Meer“ das gewaltige Völkerringen dieser Tage in seinem Zahlenbilde dar. Nicht weniger als 21 770 000 Mann stehen im Weltkrieg einander gegenüber, von denen auf feindlicher Seite 12 820 000 und auf unserer Seite 8 950 000 Mann aufmarschiert sind. Diesem gewaltigen Landheere entspricht die Flottenstärke von 1915, die auf feindlicher Seite mit 113 Linien Schiffen, 87 Panzerkreuzern, 128 kleinen Kreuzern, 704 Torpedobooten, 176 Unterseebooten und 231 verschiedenen Schiffen, auf deutscher Seite mit 58 Linien Schiffen, 17 Panzerkreuzern, 36 kleinen Kreuzern, 358 Torpedobooten, 47 Unterseebooten (die Zahl der neuen deutschen U-Boote ist unbekannt) und 139 verschiedenen Schiffen angelegt wird. Zusammen sind es 2108 Seeschiffeinheiten, von denen 686 auf Großbritannien und 415 auf Deutschland entfallen. Die gegen Deutschland kämpfenden Staaten (bei denen Italien noch nicht mitgerechnet ist) enthalten 67 Millionen Quadratkilometer und fast 800 Millionen Einwohner, die Staaten auf deutscher Seite umfassen rund 6 Millionen Quadratkilometer und 150 Millionen Einwohner. Der halbe Erdbreis und viel mehr als die Hälfte der Erdbewohner ist am Kriege beteiligt. Besonders bemerkenswert ist die Statistik der Kosten des Weltkrieges. Die täglichen Kriegskosten der bisher am Weltkrieg beteiligten zehn Staaten sind rund 165 Millionen Mark. Vom Ausbruch des Krieges bis zum 1. April 1915 betragen die Kriegskosten 40 Milliarden Mark. Von Italien abgesehen, belaufen sich die Kriegskosten für eine Kriegsdauer von 12 Monaten somit auf 60 Milliarden Mark. In Reichsbanknoten zu 1000 Mark wären 60 Millionen Banknoten erforderlich, um diese ungeheure Summe zu bezahlen. Aufeinandergelegt würden die Banknoten eine Höhe von 6000 Metern erreichen! In Gold wiegen 60 Milliarden Mark 24 Millionen Kilogramm; die gesamte Goldproduktion der Welt in den vergangenen 500 Jahren betrug nur 15 Millionen Kilogramm. Für das Deutsche Reich belaufen sich die direkten Kriegskosten auf rund 33 Millionen Mark pro Tag. Die Summe der täglichen Kriegskosten des Deutschen Reiches für kaum 40 Tage würde genügen, um die gesamten Kriegskosten der deutschen Staaten im Jahre 1870/71 zu decken. Die Kriegskosten Englands beliefen sich nach den Angaben des Ministerpräsidenten Asquith im Dezember 1914

auf rund 4 Milliarden Mark, also wie bei uns auf etwa 33 Millionen Mark pro Tag, wobei die Kosten der englischen Kolonien nicht mitgerechnet sind. In ungefähr drei Monaten hat also England dieselbe Summe ausgegeben, die der zwei Jahre und sieben Monate dauernde Burenkrieg gekostet hat. Die ganze mächtige Flotte Englands hat einen Geldwert von etwa 4 Milliarden Mark, also derselben Summe, die der Krieg in vier Monaten erfordert hat. Die Kriegskosten Frankreichs betragen nach einer Erklärung des französischen Finanzministers Ribot täglich fast 36 Millionen Franken, wachsen jedoch dauernd. In den ersten sechs Monaten des Krieges hat somit Frankreich rund 5160 Millionen Mark für Kriegszwecke ausgegeben. Deutschlands Nationalvermögen ist mit 320 Milliarden Mark das größte der kriegsführenden Staaten; dann folgen England mit 260 Milliarden, Frankreich mit 234 Milliarden, Rußland mit 172 Milliarden Mark. Dabei ist Frankreichs Schuldenlast schon bisher die größte aller Staaten Europas: 668 Mark pro Kopf, während die Deutschlands weniger als die Hälfte, 308 Mark pro Kopf, beträgt. Deutschlands Staatskredit hat sich im Kriege besser gehalten als der seiner Feinde; während die 3 % Deutsche Reichsanleihe von 75,85 im Juli 1914 nur um 6,05 % auf 69,80 am 31. März 1915 zurückging, sind die 2½ % Englische Konsols von 75,70 um 7,30 % auf 68,40 und die 3 % Französische Rente von 81,20 um 12,45 % auf 68,75 in derselben Zeit gefallen. Das glänzende Resultat der Kriegsanleihen hat bewiesen, wie gerechtfertigt der verhältnismäßig gute Kurs der deutschen Staatspapiere ist. Während unsere Gegner sich vor allem die Hoffnung machten, daß der deutsche Handel vernichtet, der ihre aber aufblühen würde, zeigt die Statistik von Handel und Industrie im Weltkriege, wie sehr die Gegner gelitten haben. England hatte in fünf Kriegsmonaten bis Ende 1914 einen Einfuhrrückgang von 2550 Millionen Mark (35 %), Frankreich in demselben Zeitraum von 1905 Millionen (56 %). Der Ausfuhrückgang Englands betrug in denselben Monaten 2331 Millionen (40 %), der Frankreichs 2025 Millionen (71 %). Zum Schluß seien die englischen Handelschiff-Verluste angeführt, die nach den Angaben der englischen Regierung bis März 1915 sich auf 142 Schiffe mit einem Tonnengehalt von 303 222 betrafen, in Wirklichkeit aber wohl viel größer gewesen sind.

Das Heldenmädchen von Florenz. Bisher war es dem Mann vorbehalten, Frauen in ihrem Heere zu haben; wenigstens wurde von einer Reihe von Fällen berichtet, in denen es Frauen gelungen war, als Soldat in Reif und Glied zu treten. Das große Vorbild im Osten hat die Nachahmung bei den neuen Freunden im Süden geweckt, und aus Mailand melden die Zeitungen als Beweis für den Heldenmut, der alle Schichten der Bevölkerung erfährt, den Versuch der Signorina Luigia Giappi, einer jungen Schullehrerin aus Moncioni im Arnotal nahe bei Florenz, als erste italienische Frau in den Krieg mitzuziehen. Weit gekommen ist sie mit dem Versuche nicht, aber schon ihr Entschluß scheint ihren Landsleuten einer kleinen Epopöe wert. Signorina Luigia ist etwas über 20 Jahre alt, von mittlerer Größe und gut erzogen, wie es in dem Berichte heißt. Vor einigen Tagen opferte sie ihr herrliches kastanienbraunes Haar, um die Soldatenmühe aufzuheben, in deren Schmutz die in den Zeitungen veröffentlichte Photographie sie vorführt. Beim Ausbruch des Krieges war sie nicht gleich von so hohem Ehrgeiz beflügelt, als Soldat mitzugehen, sondern sie wollte, wie so viele Frauen in dieser Zeit, der Sache des Vaterlandes als Krankenschwester dienen. Es gelang ihr aber nirgends, anzukommen — weshalb, wird nicht berichtet, aber so gar arg soll der Überfluß an Hilfskräften im italienischen Sanitätsdienst doch eigentlich nicht sein! — und so kam sie auf den Einfall, sich direkter im Kriege zu betätigen. Unter dem Vorwande, Verwandte zu besuchen, begab sie sich nach Florenz, nahm die notwendige Umformung ihrer äußeren Erscheinung vor und zog mit anderen Freiwilligen in die Kaserne des Heiligen Georgs ein. Bei uns hätte nun wohl die ärztliche Untersuchung ihrer militärischen Laufbahn schon jetzt ein jähes Ende bereitet; aber in Italien scheint es anders zu gehen, denn es wird weiter berichtet, daß sie ein Gewehr und die Ausrüstung erhalten und die stattliche Last von siebzig bis achtzig Pfund ohne Zeichen von Müdigkeit getragen habe. Auch daß sie sich ihre Abendration geben ließ und mit gutem Appetit gegessen hat, wird gewissenhaft vermerkt. Erst als

der Truppenteil auf dem Wege nach Bologna unterwegs war, schöpften ihre Kameraden Verdacht, und die Katastrophe trat ein; aber nichts anderes vermochte sie herbeizuführen, als die zierlichen Hände und Füße, die die wahre Natur dieses jugendlichen Kriegers verrieten. So mußte Signorina Luigia den Weg in die Heimat wieder antreten. Aber als sie enttäuscht und niedergedrückt heimkehrte, bereiteten ihr ihre Angehörigen und Freunde einen begeistertsten Empfang. Und wie die wahre Tugend immer ihren Lohn findet, so ging es auch Signorina Luigia; denn nach diesem vollgültigen Beweis ihres patriotischen Eifers erhielt sie die ursprünglich ersuchte Stelle im Militärlazarett.

Ein Londoner „Kriegsrevue“. Daß der Geschmack des Londoner Theaterpublikums nicht gerade hoch entwickelt ist, ist nicht neu, aber die Kriegszeit scheint den auch in Friedenszeiten nicht ungewöhnlich läppischen Theateraufführungen noch einen weiteren Spielraum zu geben. Wie die „Times“ berichtet, fand kürzlich im New Theatre die Erstaufführung eines Stückes von Philipps „Armageddon“ statt, das in seinem tollen Durcheinander lose aneinander gereihter Kriegsszenen trotz seiner nicht mehr zu überbietenden Albernheit von einem gefüllten Hause beifällig aufgenommen wurde. Es lohnt sich, um den erreichten Tiefstand zu kennzeichnen, den Inhalt des Nachwerkes etwas genauer mitzuteilen. Zunächst beschwört Satan, eine fast nackte Gestalt mit schwarzen Flügeln, in der Hölle den Geist des Attila herauf, der das Grauen des Weltkrieges über die Erde bringen soll, und unmittelbar darauf folgen auf dem Hintergrunde des beschossenen Reims furchtbare Greuelitäten deutscher Soldaten. Die Gasbombe, die einen unmittelbaren, aber wenigstens schmerzlosen Tod verursacht, gibt dieser Szene den üblichen effektvollen Abschluß. Wir treten nun in einen friedlichen englischen Obstgarten, einen richtigen Theatergarten mit Apfelbäumen, die wie Eichen aussehen, aber auch in diese idyllische Umgebung bringen die Schrecken des Krieges; in reimlosen Versen beklagt eine Mutter den Tod ihres gefallenen Sohnes. Auf diese poetischen Präzedenz folgt die wahre Kriegsprosa: der Direktor eines deutschen Presse-Bureaus diktiert seinen Angestellten phantastische Lügen über den elenden Zustand Englands. Unglücklicherweise läßt er in seinem Bericht ein wahres Wort einfließen, ein Verbrechen, das seine sofortige Entlassung durch den Kaiser zur Folge hat. Die nächste Szene ist eine glanzvolle Apotheose des künftigen Sieges, die ebenso wenig wie die Gasbombe in einem englischen Kriegsstück von heute fehlen darf. Die Verbündeten stehen in Köln ein, und die französischen und belgischen Generale unterhandeln mit dem englischen Oberbefehlshaber, der sich in seiner angebornen edlen Gesinnung gegen einen Nachsehldzug sträubt. Die Nachricht von dem Tode seines Sohnes und der Verstümmelung seines Leichnams scheint ihn umzustimmen, aber da erscheint noch zur rechten Zeit der Geist der Jeanne d'Arc, und die uns auch neuerdings aus den Straßenszenen in Liverpool so wohlbekannte englische Gesittung siegt! Zum Schluß berichtet Attila in der Hölle über die Geschehnisse des Krieges, aber es scheint, daß der Sieg der englischen Moral alle Schreckensszenen des Krieges überwindet, denn Satan, der Verderber des Menschengeschlechts, kauernd gebrochen und besiegt am Boden.

Ein gutes Perlenjahr. Der Krieg hat die Perlenfischerei nicht unterbrochen; vielmehr geht aus einem Bericht, den die „Tribuna“ aus Caracas erhält, hervor, daß sie in diesem Jahre besonders ertragreich in Venezuela gewesen ist. Die Perlenfischerei des Landes hat einen großen Umfang. 700 Segler werfen die „Arresta“, das Netz, nach den perlentragenden Austern an den Küsten der Insel Margareta aus, und jedes von diesen Booten bringt den Ertrag von 8 bis 10 Säden Austern von jedem Fange heim. An Land wird dann die Sortierung der verschiedenen Perlenforten vorgenommen. Man unterscheidet feine Perlen „de vista“, die rund, weiß und ohne Fehler sind, „redondens“, die auch rund, aber kleiner sind, „descartes“, von unregelmäßiger Form, aber auch noch sehr schön, „baroques“, von tausend seltsamen Formen und schließlich „semencos“ oder „mostallos“, sehr kleine Perlen, zu einer Art Puder für die weibliche Toilette. Seit 5 oder 6 Jahren hat Venezuela über 500 Kilogramm Perlen der fünf verschiedenen Sorten nach Europa geschickt, von denen Paris allein etwa vier Fünftel übernommen hat.